

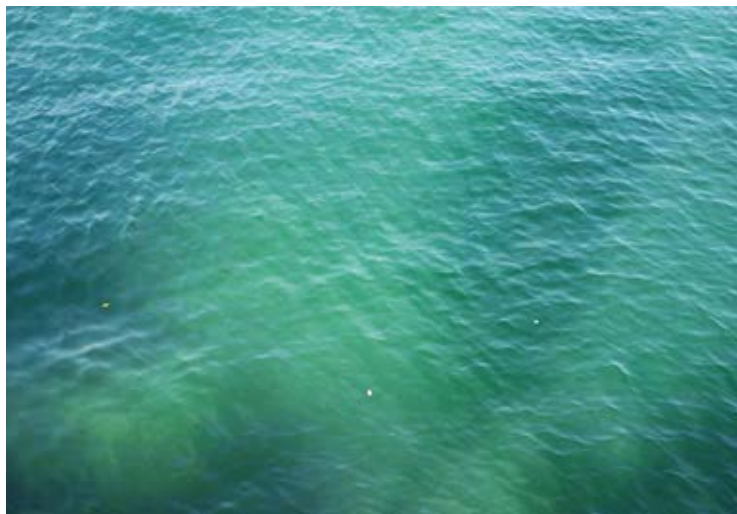
A scenic landscape of a mountain valley. In the foreground, there are rolling green hills with a small white church and a wooden house. A dense forest of evergreen trees covers the middle ground. In the background, majestic mountains rise under a blue sky with soft, wispy clouds. The overall atmosphere is peaceful and natural.

SICHTBAR VERBORGEN

**Kulturgeschichte
entdecken
in Nidwalden
und Obwalden**

JUDITH RICKENBACH

Das Pfahlbaudorf Kehrsiten gehört zum UNESCO Welterbe.



Stansstad, Kehrsiten

Pfahlbaudorf

In der Jungsteinzeit bestellten die Menschen die Felder, wohnten in Häusern und hielten Tiere. Der Übergang zur Sesshaftigkeit und damit zum agrarischen Zeitalter dauerte mehrere tausend Jahre – und doch bleibt die Frage: Warum wurden wir sesshaft?

Vor rund 12 000 Jahren begann der Mensch, Wildpflanzen anzubauen, kein einmaliges Ereignis, es fand mehrmals unabhängig voneinander an verschiedenen Orten statt und zwar weltweit.

Ackerbau ist arbeitsintensiv und körperlich anstrengend. Die harte Arbeit, die das Leben nun prägte, wurde recht schnell alternativlos. Hatten die Menschen erst einmal angefangen, mehr Nahrung zu produzieren, mit der sie mehr Kinder ernähren konnten, waren sie auch schon im Hamsterrad gefangen. Mehr Nahrung bedeutete nicht nur mehr Kinder, mehr Kinder hiess auch mehr Nahrung, die angebaut, geerntet und dann gelagert werden musste. Die mit der Sesshaftigkeit einhergehende Schaffung von Eigentum, das bewirtschaftet und um das man sich kümmern musste, war eine riesige Zäsur im menschlichen Zusammenleben.

Die neue Lebensweise hatte auch Auswirkungen auf die Gesundheit: Als die Menschen noch mobil waren und als Jäger und Sammler in Kleingruppen durchs Land streiften, hatten es neue Krankheitserreger schwer, sich in der menschlichen Population zu etablieren. Das änderte

sich schlagartig mit der Sesshaftigkeit. Jetzt wurden Infektionskrankheiten zum Problem, weil grössere Menschengruppen auf engem Raum und zusammen mit ihren Nutztieren lebten. Dieser enge Kontakt begünstigte das Überspringen von Erregern aus dem Tierreich auf den Menschen.

Die bäuerlichen Gemeinschaften wohnten in so genannten Pfahlbauten. Ihre Häuser standen bodeneben am mehr oder minder trockenen Ufer, doch existierten auch Dörfer, die längere Zeit auf Stelzen im Wasser waren. Insbesondere an den Seen im Voralpenraum und an den grossen Mittellandseen mit zum Teil stark schwankendem Seespiegel – stellenweise auch am Zürichsee – standen hauptsächlich Häuser auf Pfählen. Die Schneeschmelze im Frühsommer, die den Seepiegel regelmässig stark ansteigen liess, konnte ihnen somit nichts anhaben.

Pfahlbausiedlungen sind für die Forschung von herausragender Bedeutung. Der feuchte Boden ist ein perfektes Archiv und bewahrt auch jene Objekte, die wir normalerweise nicht mehr finden können: Holz, Textilien, Geweih, Knochen und Pflanzenreste, die in den durchnässten, von Luft abgeschlossenen Bodenschichten die Jahrtausende überdauern. Sie erlauben uns Einblicke in die Lebenswelt dieser frühen Bauerngesellschaften. Dank der Dendrochronologie, der Datierung von Holz mithilfe der Jahrringmethode, ist die Entwicklung dieser prähistorischen Dörfer über einen langen Zeitraum nachvollziehbar.



Im Jahr 2011 wurden die 111 wichtigsten Pfahlbausiedlungen am Alpenrand – bekannt sind rund 1000 – als wichtige Zeugen der Menschheitsgeschichte zum Welterbe der UNESCO erklärt. Sie kamen an Seen und in Mooren in Frankreich, Italien, Schweiz, Deutschland, Österreich und in Slowenien zutage. Rund die Hälfte dieser Fundorte, nämlich 56, befinden sich in der Schweiz, einer davon im Kanton Nidwalden, die Fundstelle Kehrsiten. Es ist die einzige bekannte Pfahlbausiedlung am Vierwaldstättersee. Sie befindet sich am Fuss des Bürgenstocks, der hier beinahe senkrecht aus dem See aufsteigt. Die Siedlung liegt auf einer sanft abfallenden Uferplatte, die rund 60 Meter vom Ufer entfernt steil abbricht, früher aber noch weiter in den See hinausragte. Spätere Erdbeben liessen Teile davon in die Tiefe des Vierwaldstättersees abrutschen. An dieser Abbruchkante zeigen sich die jungsteinzeitlichen Siedlungsschichten sowie Pfähle in teilweise starker

Schräglage auf einer Länge von 200 Metern. Sie liegen mit rund sieben Metern in ungewöhnlicher Tiefe: Der Wasserspiegel des Vierwaldstättersees ist seit urgeschichtlicher Zeit um mehrere Meter angestiegen.

Als sich die Menschen um 4000 v. Chr. auf dieser Uferplatte niederliessen, waren die steilen Hänge des Bürgenstocks mit dichtem Urwald bewachsen – er musste gerodet werden, um die Äcker anlegen zu können. Obwohl der Uferbereich damals breiter war – der Wasserspiegel lag ja einige Meter tiefer – waren es nur kleinere Felder, die man bewirtschaften konnte.

Der Seerand bei Kehrsiten war während fast 1000 Jahren, zwischen 4000 und 3100 v. Chr., immer wieder besiedelt. Infolge klimatischer Veränderungen schwankte der Wasserstand stark. Der Siedlungsplatz war etliche Male und



auch während längerer Zeit überflutet: Die Menschen mussten ihr Dorf verlassen und konnten erst Jahrzehnte oder Jahrhunderte später den Uferbereich erneut nutzen. Wo sie damals lebten, wissen wir nicht. So entstanden im Lauf der Zeit am selben Ort verschiedene Dörfer: Das erste wurde nach 4000 v. Chr. erbaut und schliesslich wieder aufgegeben. Erst um 3500 v. Chr. liess es der Wasserstand zu, dass die Uferplatte wieder bewohnt werden konnte. Danach sind mit Unterbrüchen noch zwei weitere Siedlungsphasen – um 3300 und um 3150 v. Chr. – belegt.

Die Bäuerinnen und Bauern pflanzten Gerste und Weizen, aber auch Erbsen, Lein und Schlafmohn an. Früchte, Beeren und Haselnüsse wurden gesammelt. Die Fleischversorgung erfolgte fast ausschliesslich über die Jagd – das ist eher ungewöhnlich. Erlegt hat man hauptsächlich Rothirsche, seltener Steinböcke, Wildschweine, Biber, Rehe und Gämsen. Rinder, Schafe und Schweine wurden nur wenige gehalten. Es war wohl so, dass die Menschen den knappen Boden für den Ackerbau nutzten. Der Fischfang wurde mit stationären Fischfallen sowie Stell- oder Zugnetzen betrieben.

Das Rohmaterial für die Herstellung der Arbeitsgeräte konnte in nächster Nähe aufgesammelt werden. Der Serpentin für die Beilklingen stammte vom Gotthardgebiet und gelangte im Geschiebe der Reuss in den Vierwaldstättersee. Der Silex, der Feuerstein, kam hingegen von weiter her, aus der Gegend der Lägern und der Umgebung von Olten.

Gewebtes und Geflochtenes ist eine grosse und vielfältige Fundgattung aus Pfahlbausiedlungen. Aus Pflanzenfasern entstanden Kleider, auch Matten, Körbe, Seile, Schnüre, Netze und vieles mehr. Wolle wurde offenbar erst gegen Ende der Jungsteinzeit verarbeitet. Sie bleibt im feuchten Boden ohnehin weniger gut erhalten als Pflanzenfasern. Zumeist wurde Baumbast, hauptsächlich von Linde und Eiche, oder aber Lein / Flachs verwendet. Baumbast ist eine helle faserige Schicht, die sich zwischen dem Stammholz und der äusseren Rinde, der Borke, befindet. Eichen- und Lindenbast eignen sich gut für die Herstellung von besonders reissfestem Faden. In der Jungsteinzeit hat man sie am häufigsten verwendet. Prunkstück unter den Fundobjekten in Kehrsiten ist ein Hut aus Lindenbast. Von einem Punkt ausgehend wurden Florbündel schichtweise und teilweise überlappend in eine kegelförmige Struktur eingeflochten: Ein Regenhut!

Nichts hat dieses Wandbild gemeinsam mit Wyrchs späterem Werk, aus dem alles Leichte, Fröhliche vollständig verbannt ist.

Buochs

Wandbild von Charles Wyrch

Viel sprach man zuhause vom berühmten Urahn, dem Porträtmaler Johann Melchior Wyrch (1732–1798) aus dem alten Geschlecht der Würsch – es war der junge «Hans Melk», der die Schreibweise Wyrch verwendete, die fortan beibehalten wurde. Wyrch war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der begehrteste Schweizer Porträtist. Wer etwas auf sich hielt, liess sich von ihm abbilden. Noch heute hängen in den Rathäusern von Stans und Sarnen seine Bildnisse der Landammänner.

Wyrch war Mitbegründer der Kunstakademie im französischen Besançon und wirkte dort auch als Professor. Nach 16 Jahren zog er zurück in die Schweiz und eröffnete in Luzern eine Zeichenschule, die jedermann unentgeltlich besuchen durfte. Zwei Jahre lang unterrichtete er dort. In dieser Zeit verschlimmerte sich sein Augenleiden mehr und mehr, schliesslich erblindete er. Alleine konnte er nicht mehr wohnen, deshalb zog er zu seinem Bruder nach Buochs. Am 9. September 1798, dem Tag des «Franzosenüberfalls», wollte er, als der französischen Sprache mächtig, das Gespräch mit den marodierenden Franzosen suchen – da traf ihn eine Gewehrkugel (Nr. 19, 36, 51).

Karl Wyrch (1920–2019) wollte in die Fussstapfen von Johann Melchior treten und wie dieser Künstler werden. Nach einer Malerlehre beim Vater besuchte er die Kunstgewerbeschule in Luzern, anschliessend die Ecole des Beaux-Arts in Genf. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Karl – wie alle Künstler damals – nach Paris orientiert.

Fortan nannte er sich Charles. Nach drei Jahren, 1952, kehrte er zurück und heiratete. Es war seine Frau Edith, die ihm das Leben als freier Künstler ermöglichte, denn für den Lebensunterhalt kam sie auf: In Lachen führten Edith und ihre Mutter eine Drogerie. 1960 zog die Familie nach Luzern, später nach Kriens.

1954 wurde Charles Wyrch von seiner Heimatgemeinde Buochs aufgefordert, an der Ostwand des neuen Schulhauses Lückertsmatt I, ein Wandbild zu malen. Es war sein erster öffentlicher Auftrag. Als Thema wählte er spielende Kinder im Schutz eines riesigen, alles überstrahlenden und beschützenden Engels. Dieses Bild aus dem Jahr 1955 – gemalt mit reicher Farbpalette – ist plakativ, formal reduziert, zugleich verspielt und strahlt eine ruhige Heiterkeit aus. Gar nichts hat es gemeinsam mit Wyrchs späterem Werk, aus dem alles Leichte, Fröhliche vollständig verbannt ist. Eine zunehmende Abstraktion prägte nun seine Malerei, gehalten in düsterem Schwarz: gebrochen, glänzend, matt, in jeder Variation, wohlweisend, dass Schwarz alle Farben in sich trägt – in vielen Schichten aufgetragen sind es schrundige Gebilde von sich auftürmender Ölfarbe, an gewissen Stellen wieder abgekratzt und anderswo erneut aufgeschichtet. Es sind existenzielle Bilder, mit dem Menschen im Zentrum, seinen Ängsten ausgeliefert, fragend nach dem Lebenssinn.

Wyrch war ein bedächtiger Maler, der Entstehungsprozess vieler Bilder zog sich oft über Jahre hin. Nur wenig



konnte seinem kritischen Blick standhalten, vieles mochte er am folgenden Tag gar nicht mehr anschauen.

Seit Beginn der 1960er-Jahre malte er ausserdem religiöse Werke. Seine Christusbilder fielen auch Franz Füg, dem Architekten der ganz in Marmor gebauten Piuskirche im luzernischen Meggen, auf. Es war sein Wunsch, dass Wyrsh auf der 21 Meter langen Rückwand der unter der Kirche angelegten Werktags- oder Theresienkapelle einen Kreuzweg malte. Dann ereignete sich der Unfalltod

der dreijährigen Tochter. Unter dem Eindruck dieses Lebensschicks entstand 1966 das Werk. Die Höhen und Tiefen des Lebens wurden zur Grundidee dieses auf Sperrholzplatten gemalten Kreuzwegs. Ein starker Rhythmus prägt die Szenenfolge. Noch heute macht das Bild betroffen, erschreckt durch die ausgehöhlten, gespensterhaften Gesichter. Beklemmend sind die schemenhaften Gestalten, ohne jegliches Beiwerk, nur das Wesentliche ist festgehalten. Vor rotvioletten Hintergrund agieren sie im Ungefähren.

Adresse
Schulhaus Lückertsmatt I,
Buochs

Info
Beim Aufgang zur Pfarrkirche Buochs befindet sich das Denkmal für den Kunstmaler Johann Melchior Wyrsh, 1948 geschaffen vom Bildhauer Hans von Matt (Nr. 18).

Ein offener Unterstand mit Wellblechdach zum Schutz der mechanischen Teile, das ist die Talstation.

Wolfenschiessen, Obermatt

Luftseilbahn Zingel

Die zweispurige Zweiseil-Pendelbahn mit Wasserballastantrieb wurde 1923 von Remigi Niederberger (1860–1926) aus Dallenwil erstellt (Nr. 49). Die Firma Niederberger NSD Dallenwil hat sie 1931 auch komplett erneuert. Sie besteht noch heute weitgehend aus den mechanischen Teilen von 1931 mitsamt Wasserballastantrieb.

Die Zingelbahn ist ein wichtiges Zeugnis aus der Frühphase des Seilbahnbaus in Nidwalden: Man steht ehrfürchtig in der Talstation, die Augen folgen den unglaublich steil verlaufenden Seilzügen in die Höhe, die ennet der Engelberger Aa die fast senkrecht abfallende Felswand überqueren und über das bewaldete Gelände der Zingelfluch zur Alp Unter Zingel führen.

Weiss man nichts von dieser technikgeschichtlichen Präzision, so wandert man achtlos daran vorbei: Ein offener Unterstand mit Wellblechdach zum Schutz der mechanischen Teile ist die Talstation, die – gut getarnt im Gestrüpp des Waldes – eigentlich nicht viel mehr ist als ein Verschlag. Das wuchtige eisenbereifte Holzrad als Umlenkscheibe für das Zugseil nimmt fast das ganze Innere ein.

Die grundsätzlich nur für den Materialtransport zugelassenen aufgehängten «Kisten», die so genannten Niederberger Schifflis, sind an beiden Schmalseiten über eine kurze Kette mit dem Laufwerk verbunden. Ein rund 250 Liter fassender Wassertank bildet die Rückwand der «Transportkisten». Wird der Tank der talwärts fahrenden

«Kiste» mit Wasser befüllt, so zieht diese mit ihrem Gewicht die untere in die Höhe. Bei der Einfahrt in die Talstation wird der Wasserbehälter über einen Auslaufstutzen automatisch entleert.

Will man von unten nach oben fahren, so schlägt man mit einem grossen Holzstecken auf das Tragseil. Auf der Alp Unter Zingel führt ein Draht von der Bergstation – eine Bretterbude mit Blechdach – in die Stube des «Heimets». Dort ist er mit Holzlöffeln behängt. Wird auf das Seil geschlagen, so beginnen die Löffel zu tanzen, ein klares Signal, dass jetzt der Tank an der Rückwand der «Transportkiste» befüllt und talwärts geschickt werden muss.

Die Seilbahn Zingel in Obermatt ist eine der ältesten und auch eine der letzten noch existierenden Anlagen, die mit Wasserballast angetrieben wird. Die simple Konstruktion besteht nur gerade aus dem, was es wirklich braucht, um fahren zu können. Sie zeigt, wie findig und clever Remigi Niederberger seine ersten Seilbahnen gebaut hat. Mit ihm begann der Siegeszug der Kleinseilbahnen im Nidwaldischen, die ohne Eingriffe in die Landschaft die Erschliessung und die Bewirtschaftung entlegener Alpen erst möglich machten. Die Luftseilbahn Zingel ist von ganz besonderem kulturhistorischen Wert.



Anreise

Obermatt liegt an der Strecke nach Engelberg. Bei der ersten grossen Linkskurve verlässt man die Kantonsstrasse und fährt in die schmale Seitenstrasse. Dort kann man das Auto parken. Zu Fuss geht es nun zum EWL Obermatt (Nr. 53) und weiter in Richtung Wald zur Luftseilbahn Obermatt-Zingel. Die Zentralbahn hält an der Station «Obermatt».

Im Tal der Grossen und Kleinen Schliere legten die Polen einen eigentlichen Highway durchs Moor an, ein richtiges Kunstwerk in der Landschaft.



Tal der Grossen und Kleinen Schliere

Polenweg

Mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 wurde, wer von den kriegführenden Ländern auf Schweizer Boden landete, interniert und damit in staatlichen Gewahrsam genommen. Das waren anfänglich vor allem deutsche Militärpiloten, und es waren nicht viele. Als aber im Juni 1940 Deutschland Frankreich besiegt hatte, flohen das 45. Französische Armee Korps – ihm gehörten 29 000 Franzosen, eine Division von 12 000 Polen und ein marokkanisches Kavallerie-Regiment, so genannte Spahis, von 800 Mann an – und auch viele Zivilpersonen in die Schweiz. Der Bund schuf deshalb in aller Eile das Eidgenössische Kommissariat für Internierung und Hospitalisierung (EKIH). Mit Stacheldraht umzäunte Barackendörfer entstanden, um möglichst viele Personen in einem geschlossenen Lager unterbringen zu können. Das grösste, von 1940 bis 1946 betriebene Flüchtlingslager der Schweiz war das Lager Häftli bei Büren an der Aare im Berner Seeland. Interniert waren dort hauptsächlich polnischen Soldaten (Nr. 31). Man unterschied zwischen Polen-Polen, die meist Deutsch sprachen, und Franzosen-Polen, die seit langem in Frankreich lebten, kaum oder gar nicht polnisch sprachen und Polen kaum kannten: Nach dem Ersten Weltkrieg waren sie nach Frankreich ausgewandert, als dort dringend Arbeitskräfte benötigt wurden. Eine weitere Gruppe waren polnische Militärs, die nach dem Überfall Deutschlands auf Polen im Herbst 1939 geflohen waren.

Seit der gemeinsamen deutschen und sowjetischen Besetzung und Invasion im September 1939 existierte Polen als Staat nicht mehr. Die Polen konnten somit nicht repatriert werden.

Mit der Einweisung ins Lager Büren waren sie in einer gefängnisartigen Anlage untergebracht, hatten nichts zu tun, wurden bewacht und kontrolliert. Die Stimmung war schlecht.

Mittlerweile hatte sich in der Schweiz die Versorgungslage verschärft. In der Industrie, im Bausektor, in der Waldbewirtschaftung fehlten tausende Arbeitskräfte. Die internierten Polen wurden deshalb zum Arbeitsdienst beordert, dorthin, wo die jetzt für den Aktivdienst eingezogenen Männer fehlten, aber auch für die grossflächigen Meliorationen im Rahmen der seit November 1940 angeordneten so genannten Anbauschlacht (Nr. 31).

In der Folge wurden im Verlauf des Jahrs 1941 viele Polen vom Lager in Büren in andere Kantone verlegt. Die Baracken wurden abtransportiert, um anderswo wieder in Betrieb genommen zu werden. Auch in Obwalden entstanden Barackenlager, in denen die Polen bis Dezember 1945 interniert waren. Hier leisteten sie vorwiegend Arbeitseinsätze im Strassen- und Brückenbau sowie in der Landwirtschaft.



Im Tal der Grossen und Kleinen Schliere legten die Polen einen eigentlichen Highway durchs Moor an, ein richtiges Kunstwerk in der Landschaft. Die aufwändige Bauweise steht in keinem vernünftigen Verhältnis zum Zweck, den der Weg zu erfüllen hat und zeigt deutlich, dass dieser im Rahmen eines Beschäftigungsprogramms entstanden ist. Diese so genannte Polenstrasse ist über eine lange Distanz in ihrer ursprünglichen Form erhalten geblieben und durchwegs in gutem Zustand. Sie führt – von Langis ausgehend – von Alggäu über Gschwânt, Steinstössli, Rickmettlen, Wängen, Balismatt nach Märens Schlag und ist über weite Strecken als Wanderweg markiert.

Heute trifft man vor allem im Bereich zwischen Steinstössli und Wängen auf einen Weg, den man in dieser Abgeschlossenheit nie erwarten würde: Perfekt gepflästert verläuft er in sanftem Schwung mit Dämmen, Kolonnensteinen, Steinbogenbrücken, Stützmauern und Drainagen durch wunderschönes Moorgebiet. Das sumpfige Gelände bot zwischen Rickmettlen und Wängen bautechnisch die grössten Schwierigkeiten und machte eine fast durchgehende Befestigung des Wegs mit Wasserdurchlässen für die kleineren und grösseren Bäche notwendig. Eine Metalltafel erinnert schliesslich an die Umstände des Wegbaus: «Diesen Weg haben während des 2. Weltkrieges internierte polnische Soldaten gebaut.»

Info

Ausgangspunkt ist das Berghotel Langis (Langis 1, Stalden). Der Weg ist beschildert.

Am 26. Januar 1486 wurde der Land- ammann Dionysius Heinzli erstochen.

Sarnen

Heinzli-Kreuz

Das Sühnekreuz für den erstochenen Landammann Heinzli aus dem Jahr 1486 ist kulturhistorisch einzigartig – nur wenige dieser Mahnmale haben überdauert.

Sühnekreuze sind Zeugnis einer für uns heute eigenartig anmutenden Rechtsauffassung. Hatte man im Affekt getötet, so blieb die Tat straffrei, wenn sich der Täter mit der Familie des Opfers einigen konnte. Es entstanden Sühneverträge, die von der Obrigkeit geduldet, von der Kirche sogar gefördert wurden. Die Errichtung eines Sühnekreuzes, meist am Ort des Geschehens, war Teil eines derartigen Vertrags. Dazu gehörte in der Regel auch die Entrichtung einer Geldsumme an die Familie des Opfers – hauptsächlich aber an die Kirche – für die Seele des Getöteten, der ohne Sterbesakramente und Vorbereitung auf den Tod verschieden war und dessen Seelenheil, also die Erlösung von den Sünden, nur mehr durch das Gebet der Angehörigen und der Kirchengemeinschaft erreicht werden konnte. Dazu gehörte oft auch die Spende von Wachskerzen für das Grab des Ermordeten. Die wichtigste Sühnemassnahme jedoch war die Wallfahrt, meist war es mehr als eine, in der Regel nach Einsiedeln, seltener ins Ausland (Nr. 45). Zur Erfüllung dieser Pflichten wurde eine Frist gesetzt.

Bei Dionysius Heinzli sind wir in der glücklichen Lage, dass sowohl das Sühnekreuz als auch schriftliche Dokumente über das Ereignis erhalten sind: Am 26. Januar 1486 wurde der Landammann Dionysius Heinzli von

Walter Isner aus Kerns vor seinem Haus am Dorfplatz 1 in Sarnen erstochen. Der Mörder Isner musste als Strafe unter anderem ein Sühnekreuz aufstellen, so war es damals üblich.

Das aus einem einzelnen Sandsteinblock gehauene, rund ein Meter hohe Kreuz zeigt dort, wo sich die beiden Balken kreuzen, ein Christushaupt in Hochrelief. Die Inschrift auf den Seitenarmen lautet *dionisius hentzly*. Unterhalb des Christuskopfs steht auf dem vertikalen Balken *aman disers lantz 1486*. Das steinmetzartige Zeichen unterhalb der Jahrzahl ist das vereinfachte Heinzli-Wappen. Der sich nach unten etwas verbreiternde Stamm balken besitzt einen stämmigen Fuss, so dass das Kreuz gut im Boden verankert werden konnte.

Dionysius Heinzli stammte aus einer alteingesessenen, politisch einflussreichen Sarner Familie. Sie gehörte im 15. und 16. Jahrhundert zur Führungsschicht in Obwalden. Zahlreiche Heinzli waren Landammänner oder bekleideten andere hohe Ämter. Dionysius' Vater Hans Heinzli war neunmal Landammann, er selber hatte das Amt im Jahr 1485 inne. Ein Jahr später wurde er von Walter Isner erstochen.

Die Heinzli wohnten – wie erwähnt – am Dorfplatz 1 in Sarnen. Das heutige Steinhaus wurde aber erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts von Landammann Balthasar Heinzli erbaut. Es war damals nebst dem Rathaus das

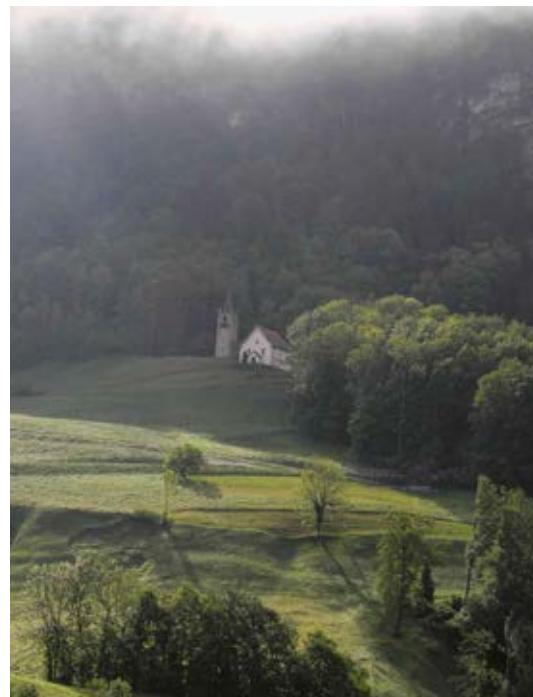


einziges Steingebäude am Dorfplatz – ein überdeutliches Zeichen für die Bedeutung der Familie Heinzli.

Das Sühnekreuz war zunächst im Freien aufgestellt, dann am so genannten Steinhaus der Heinzli auf dem Dorf-

platz von Sarnen. Schliesslich wurde es 1843 in die Wand des neugebauten Wohnhauses von Landammann Ettlín, direkt neben dem Steinhaus, eingelassen. Seit 1978 befindet es sich im Historischen Museum Obwalden.

Die Malereien aus der Zeit zwischen 1370 und 1380 sind der einzige grosse mittelalterliche Bilderzyklus, der in der Innerschweiz erhalten blieb.



Kerns, St. Niklausen

Kapelle St. Niklausen

Hoch oben am Berghang markiert die mittelalterliche Kirche von St. Niklausen den Eingang zur Schlucht der Melchaa. Ihr frei stehender wuchtiger Glockenturm ist gleichsam die Wegmarke. 1357 wurde für die Kapelle ein Ablass ausgestellt, 1381 ein weiterer von der Abtei Engelberg mit dem Vermerk «für die vor kurzem errichtete und zum Teil vollendete Kapelle». Offensichtlich entstand um 1350 bloss der rechteckige Chor. Erst in einer zweiten Etappe Ende des 14. Jahrhunderts fügte man das Schiff an. Zu dieser Zeit bestanden die Malereien an den Wänden des Chors bereits. Sie wurden 1895 wieder entdeckt, freigelegt und mit Kopien dokumentiert. Auf Verlangen der kirchlichen Behörde mussten sie aber sofort wieder mit Verputz überdeckt werden. In den 1940er-Jahren hat man sie erneut hervorgeholt. Allerdings ging dies nicht ohne Schäden, wie der Vergleich mit den Kopien zeigt. Anlässlich der Restaurierung hat man damals im Wunsch, lesbare Darstellungen zu haben, diese stark übermalt, blieb dennoch aber am Original.

Der Chor der Kirche St. Niklausen besitzt – und das ist aussergewöhnlich – eine Wandmalerei mit vier übereinander angeordneten Bildfriese, die sich oberhalb eines illusionistisch gemalten gelben Vorhangs entfalten. Sie werden durch rote Bänder oder schwarze Wellenlinien voneinander getrennt. Die einzelnen Darstellungen wiederum sind durch Bänder, Pilaster oder dünne Säulchen voneinander abgegrenzt.

Zentrales Motiv der Stirnwand ist das Weltgericht in einer reduzierten Ausführung. In der Mitte, oberhalb des Scheitels des Chorfensters, thront Christus in einer Mandorla – mit erhobenen Armen seine Wundmale zeigend –, flankiert von Maria und Johannes dem Täufer. Ihnen schliessen sich die unter Arkaden sitzenden zwölf Apostel an. Aus Platzmangel musste je eine Figur auf die Seitenwände gesetzt werden.

Im darunterliegenden Fries rufen zwei Engel mit Posaunen zum Gericht. Die Toten steigen aus ihren Gräbern, die Seligen in weissen Gewändern, die Verdammten aber nackt. Thematisch ebenfalls zum Weltgericht gehört die Darstellung des Erzengels Michael mit der Seelenwaage. Wegen des zentralen Chorfensters ist es dem Maler nicht gelungen, diesen in die Szene miteinzubeziehen, er platzierte ihn deshalb auf die Südwestwand.

Der oberste Bildfries der Seitenwände wurde beim Einbau der heute bestehenden Decke teilweise zerstört. Noch immer sichtbar sind Teile von menschlichen und dämonischen Wesen. Die folgenden zwei Friese sind dem Leben Jesu gewidmet, während das unterste Band das Wirken des Kapellenpatrons Nikolaus zeigt. Es ist fragmentarisch erhalten, stark ergänzt und stellt vor allem die Wunder des Heiligen dar.

Die sitzende Skulptur des heiligen Nikolaus vom Ende des 14. Jahrhunderts, also aus der Zeit der Entstehung der



Malereien, zeigt nochmals deutlich, wem die Kirche geweiht ist. Sie besitzt noch weitgehend die originale Fassung.

Alle Bilder sind «al secco» gemalt, die Farbe wurde also auf den bereits getrockneten Putz aufgetragen. Zweifellos waren wandernde Malermeister für die Ausmalung des Chors verantwortlich. Sie schufen mehrfach Ähnliches. Die in ihren pergamentenen Vorlagenblättern und Büchlein mitgeführten Bilderfolgen und Einzelfiguren passten sie, unter Weglassung ganzer Szenen, Straffung oder aber Ausweitung geschickt den jeweiligen räumlichen Gegebenheiten an. An der Südwestwand beispielsweise ist der Einzug in Jerusalem ausführlich dargestellt, hingegen findet das Abendmahl kaum mehr Platz.

Die in die Zeit zwischen 1370 und 1380 datierten Malereien sind der einzige grosse mittelalterliche Bilderzyklus, der in der Innerschweiz erhalten blieb. Hier lässt sich nachempfinden, auf welche Weise Kirchenräume damals ausgemalt waren und welche starke Wirkung diese Bilder auf die grösstenteils des Lesens unkundige Bevölkerung gehabt haben müssen. Es war eine Bilderflut, die über die Menschen hereinbrach und die auch Ängste auslöste: Gross war die Macht dieser Darstellungen, die der religiösen Unterweisung dienten. Auch heute noch taucht man staunend ein in diese uns mittlerweile fremd gewordene, noch immer intensiv wirkende Figurenwelt.